Die Welt im Bild

Unterhaltungsbeilage zur ostmärkischen Tageszeitung Die Presse

Verlag der C. Dombrowski'schen Buchdruckerei in Thorn

1916 | Sonntag, den 21. Mai | Nr. 21



Schweizerische Grenzpatrouille. Nach einer künstlerischen Aufnahme



Vom östlichen Kriegsschauplatz

Aus den Argonnen

Ilse

Skizze von Emma Waiblinger (Schluß)

Die Frau Professor meint nachdenklich, so wie Ilse habe auch ihr Mann ausgesehen in der letzten Zeit, ehe er seine große Forschungsreise nach Afrika antrat, von der er nimmer zurückkam — so nimmersatt mit seinem Blick die Heimat umfassend. —

Und dann kommt jene seltsame Nacht, die Hans Gottwald nie wieder vergessen kann. Er hat wieder seinen Kopfschmerzenanfall und geht früh auf sein Zimmer. Quält sich ein paar Stunden damit herum und kann den Schlaf nicht finden. Da nimmt er seine Mütze, dreht das Licht aus und tritt leise auf die Terrasse hinaus. Die Nachtluft liegt wie eine weiche, kühle Frauenhand über seiner Stirn und bannt die Schmerzen. Kalt ist's, wohl die kälteste Nacht in diesem Herbst bis jetzt. Er denkt an die im Schützengraben, und wie ein Gebet, wie ein Danken kommt es über ihn, als er über die heiligen, schlafenden Wälder sieht.

Lange steht er, bis ihn die Kälte schauern läßt. Und als er sich langsam umwenden will, fällt sein Blick auf etwas, das ihn erstarren läßt vor Schreck. Dort, auf der anderen Seite der Terrasse, von wo aus man ihn nicht sehen kann, steht Ilse, nahe der Tür ihres weit offenen Zimmers. Im dünnen Nachthemd mit bloßen Füßen. Die Kälte muß ihr furchtbar weh tun, denn ein Zittern geht durch ihre Glieder, daß sie sich kaum aufrecht erhalten kann. Aber sie geht vorwärts, Schritt für Schritt dahin, wo sie, ungeschützt von der Hauswand, mitten im schneidend kalten Nachtwind ist.

Ilse! — —

Mit einem Satz ist er bei ihr und kann sie noch stützen. Und im Umsinken kommt ein Wimmern von ihren todblassen Lippen: Es ist so kalt, das — das Opferbringen — — Und sieht ihn an mit einem Blick, den er nie mehr vergessen wird.

*

Mitten in der Nacht kommt der alte Doktor vom Städtchen drunten fluchend und schnaufend den stockdunkeln Waldweg herauf zum Berghaus. Schwester Hedwig läuft ihm fassungslos entgegen: Das alte Nachtwandeln wieder! Und sie hat's doch im ganzen letzten Jahr nimmer gehabt! Drum haben wir auch schon lang keine Vorsichtsmaßregeln mehr getroffen. Sie bat auch immer so sehr darum, ihre Tür nicht abzuschließen. Sie habe sonst immer ein so beängstigendes Gefühl und könne nicht einschlafen. Und nun muß es grad heut wieder vorkommen, das Nachtwandeln, bei der Kälte! O Gott, es ist fürchterlich! —

Auf die Nachricht von Ilses Tod kommt von deren Tante an Schwester Hedwig ein kurzer, jammernder Brief: Ihr Mann sei leider in dringenden Geschäften in Berlin, und sie selbst habe der Tod ihrer unvergeßlichen Nichte, der geliebten Ilse, so angegriffen, daß sie unmöglich die weite Reise bis dort unternehmen könne zu Ilses Beerdigung.

Schwester Hedwig wirft den Wisch verächtlich in den Papierkorb. Unvergeßlich! Wollen sehen, wer es früher vergißt, unser Ilsekind, ihr oder wir!

Auf dem kleinen Friedhof im Tal drunten begraben sie dann das Mädchen allein. Und als sie sich nachher zum Gehen wenden, blickt der Geheimrat noch einmal zurück und meint fröstelnd und traurig: Nun ist unsere Sonne fort!

Man weiß nicht so recht, welche er meinte. —

Acht Tage darauf schreibt Ilses Onkel einen Brief an die Schwester, die, nachdem sie ihn gelesen hat, den Herrn für vernünftiger und weniger lieblos hält als früher.

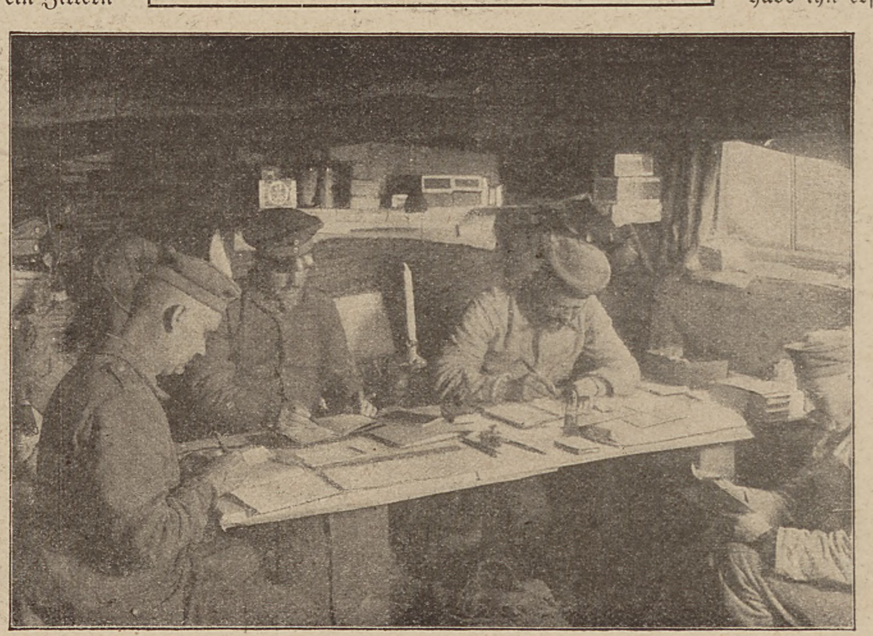
Es sei ihm sehr leid gewesen, zur Beerdigung nicht kommen zu können; seine Frau habe ihn erst bei seinem gestrigen Heimkommen von Ilses Tod benachrichtigt, schreibt er. Dann bittet er um die Uebersendung von Ilses Sachen und fügt zum Schlusse hinzu, es werde die Pflegerin vermutlich auch interessieren, daß die Zinsen von Ilses Vermögen von nun an zum Wohle erblindeter Krieger bestimmt seien. Das Mädchen habe ihm erst vor kurzer Zeit einen Brief geschrieben, in dem sie über diese Verwendung ihres Geldes nach ihrem Tode bestimmt habe, seine Einwilligung vorausgesetzt. Das sei zum mindesten recht ernsthaft und weitdenkend von einem solch jungen Geschöpf wie Ilse gewesen und habe gezeigt, was für ein gutes Herz sie habe.

Ich habe ihr sofort geantwortet, schließt er nun, daß, auch wenn das Kapital zunächst an uns fällt, ihre Bestimmung doch sogleich nach ihrem Tode in Kraft treten wird. Und nun denke ich, daß ich, um das Gedächtnis des lieben kleinen



Ein trautes Heim in den Argonnen

Aus unseren Bildermappen



Schreibstube im Schützengraben

Mädchens zu ehren, nichts Besseres tun kann, als die Summe sogleich der Verwundetenfürsorge zuzuweisen ...

Und alle, die Ilse gekannt haben, freuen sich über den Brief.

Als die Schwester Ilses Sachen fürs Fortschicken richtet, findet sie auf deren Lieblingsbuch einen Brief mit der Aufschrift:

Dem Herrn Leutnant Hans Gottwald nach meinem Tod bitte zu übergeben.

Ein wenig verwundert trägt die Schwester den Brief hinüber. Was hat das Kind wohl dem zu schreiben? Die beiden haben doch fast nie miteinander gesprochen, kaum die üblichen Fragen und Antworten miteinander gewechselt. Allerdings scheint dem Leutnant ihr Tod sehr zu Herzen gegangen zu sein. Er ist seither so auffallend schweigsam und blickt so versonnen vor sich hin, als ob er immerfort an etwas Seltsames denken müsse. Und so sonderbar: nach meinem Tod — als ob das Kind etwas von der Katastrophe geahnt hätte. Auch der Leutnant erschrickt, als ihm die Schwester den Brief aushändigt. Kopfschüttelnd geht sie weiter. —



Gruß aus dem Argonner Wald

Hans Gottwald geht, den Brief in der Hand, die Stufen zum Garten hinab. Es ist ihm wunderlich heilig zumut. Kommt jetzt die Erklärung für Ilses wunderbares, letztes Wort, das ihm nimmer aus dem Sinn will? Er setzt sich auf die Gartenbank und liest ...

Lieber Herr Leutnant! Ich muß es Ihnen schreiben, weil Sie mich am besten verstehen. Und weil ich Ihnen noch einmal danken muß. Denn nun darf ich das, nach dem ich mich mein ganzes Leben lang krank gehungert und gesehnt habe, und habe es doch nicht dürfen, ein Opfer bringen. Sie haben mir den Gedanken gegeben, als Sie vom Feld erzählten und von den Opfern, die nun alle, alle dem Vaterland darbringen. Vielleicht ist nie ein Mensch so unglücklich gewesen wie ich in der letzten Zeit. Aber nun bin ich wieder glücklich. Und vielleicht war auch nie ein Mensch so selig und froh, wie ich jetzt ...

Ich habe es ja schon lang einmal gehört, wie der Herr Doktor es zu Schwester Hedwig sagte, ich könne hier oben bei sorgfältigster Pflege etwa noch sechs, sieben Jahre, länger aber bestimmt nicht, leben. Ich selber kann nichts nützen und nichts opfern. Da habe ich nun Onkel Paul gebeten, mein Geld den blinden Soldaten zu geben, wenn ich gestorben bin, und Onkel hat mir's versprochen. Ich glaube, daß es viel ausmacht, wenn ich früher sterbe, denn der Onkel sagt, es koste jedes Jahr ein kleines Vermögen, solang ich da oben sei.

Nun will ich heute abend in den Wind hinausgehen. Der Doktor hat einmal gesagt, das könne mir den Tod bringen. Jetzt ist mir's recht. Und die anderen meinen dann gewiß, ich sei im Schlaf gegangen, weil ich das früher auch getan habe.

Sie, Herr Leutnant, sind so kräftig und stark und werden sicher auch bald wieder gesund sein. Und Sie werden dem Vaterland noch sehr, sehr viel nützen. Man merkt's Ihnen an, daß Sie das wissen. Und manchmal haben Sie mich so fast verächtlich angesehen, ich glaube, Sie haben das selbst nicht gewußt; so, als wollten Sie sagen: Was kannst auch du nützen und opfern, du kleines, krankes Ding, du! Zu was bist auch du auf der Welt!

Ich will einmal in meinem Leben nicht klein und nicht schwach sein, und sei es in meinem Tode. Und Sie sollen mich nicht immer so ansehen! Darum schreibe ich Ihnen. Sie werden es niemand sagen; ich weiß es ... Es ist schwer.

Die Bilder auf den ersten vier Seiten sprechen eigentlich eine zu lebendige Sprache, als daß es notwendig wäre, sie noch ausführlich zu beschreiben. Die Darstellungen aus Schützengräben und Unterständen gleichen ähnlichen von früher gezeigten, und höchstens das Dorfstraßenbild aus Frankreich könnte ein Begleitwort vertragen. Aber die Straßenbilder französischer Dörfer sind sich ja auch fast alle gleich. Blieben noch die Illustrationen zu den bulgarischen Städten und Gebräuchen. Die Bulgaren, denen wir ja nun näher gerückt sind, stellen ein Volk dar voll Zucht und Sitte und starkem Familienleben. ***



Eine Straße in Chauvency. Nach einem Originalpastell von Karl Schmelzer in Stuttgart. Gemalt im Felde

Aber wenn man sein Leben lang auf etwas gewartet hat, dann tut man's auch, wenn die Zeit dazu gekommen ist.

Ich habe an diesem Brief sechs Tage geschrieben, denn es strengt mich so sehr an. Und nun muß ich aufhören, weil ich Kraft haben muß für heute nacht.

Mein Kopf und mein Herz tun mir so weh von dem Denken und Sinnen und Kämpfen in der letzten Zeit; ich bin so müde, so sehr müde. Aber still ist's in mir und selig und ein großes, großes Freuen, daß ich ein Opfer bringen darf. Ich danke Ihnen noch einmal und grüße Sie. Ihre Ilse W.

Ein Schluchzen und Würgen und Augenfeuchten steigt in Hans Gottwald auf. Eine heiße, heiße Scham zieht ihn auf die Knie vor dem Heldentum dieses Mädchens, das niemand gekannt hat und das eine so große, starke Seele hatte.



Tanzende Bulgarinnen

Ein Tagebuchblatt

Ja, da bin ich durch den Frühling gegangen und habe ganz zart die blauen flatternden Bänder berührt, die er an seinem Kleide trägt. Feine zarte Seidenfahnen sind's, die man nicht rauh anfassen darf, weil sonst der Duft von ihnen weicht. Und dann stand ich ganz allein draußen. Nirgends ein Haus, nirgends ein Dach — nur weit hinten lagen Dörfer mit Kirchen, weit hinten. Und da fühlte ich, wie mich der Lenz leise umarmte, wie er mich küßte, ganz leise, ganz zart. Da habe ich meinen blauen Kittel aus dem Rucksack geholt und hab' ihn dem Frühling gezeigt, weil er doch auch Farben liebt. So bin ich in den Nachmittag hinein und habe an das neue Leben gedacht, das mit dem Frühling gekommen ist. Und plötzlich mußte ich stehenbleiben, weil mir eingefallen war, daß sich die Völker aufeinander schlagen, daß wir Krieg haben. Dieser Gedanke wollte meine Freude von dannen jagen, er wollte mir den blauen Kittel ausziehen, wollte den Schmerz in meine Seele schicken – er wollte mich umstimmen. Da habe ich doch eine Wut gekriegt und habe diesen dummen Gedanken aus meinem Schädel hinausgeworfen, daß er sich kopfüber auf dem frischen Rasen kugelte und in den Graben fiel, wo er im Elend umkam. Daß Krieg ist — damit müssen wir rechnen; daß wir durch ihn zu leiden haben, wissen wir; daß wir in dieser Not unsere Fröhlichkeit straffer im Zügel halten, ist selbstverständlich — aber daß wir deshalb unserer Hoffnung Trauerkleider anziehen müßten, das kann und will ich nicht verstehen. Warum sollen wir uns nicht gerade jetzt, wo der Frühling uns zeigt, daß die unbegreiflich hohen Werke des Schöpfers herrlich sind wie am ersten Tag, warum sollen wir uns nicht jetzt doppelt des neuen Lebens freuen? Bringt es neben den ersten Blumen nicht auch neue Wünsche, Hoffnungen für jeden mit! Ja, für jeden! Für dich und für das ärmste Seelchen und für den stillsten Kopfhänger. Vergeßt doch das niemals, daß kein Mensch von euch verlangt, ihr müßtet nun mit einer Leichenbittermiene herumlaufen, jetzt, wo der ärgste Stubenhocker sein Fensterlein öffnet, um frische Luft und goldenen Sonnenschein hereinzulassen. Jetzt, wo die ganze liebliche Sängergesellschaft der Natur wieder zu uns gekommen ist, um uns zu zeigen, daß sie trotz Krieg und Jammer doch noch zu singen versteht! Vergeßt das nicht! Und werft von euch, was Winter und Dunkel euch hinterlistig aufgehängt haben; schüttelt und rüttelt euch und seid stolz, daß ihr Deutsche seid, und freut euch des schönsten Frühlings der ganzen Erde, des deutschen Frühlings! Freut euch eures deutschen Vaterlandes, eurer deutschen Heimat, über die ja doch nichts geht in der ganzen Welt. Und hockt nicht alleweil daheim, ihr, die ihr nicht in der Front zu stehen habt! Schaut euch die Heimat an, damit ihr sie endlich gründlich kennen lernt, damit sie euch zur Freundin werde, zur Tröfterin! Wie viele gibt es noch in Deutschland, die nicht wissen, was sie an ihrer Heimat haben! Die jedes Jahr in fremde Länder zogen, nur weil der Nachbar Huber und der Nachbar Schmidt nach der Schweiz oder nach Italien gingen. Und die Burgruine hinter ihrer Stadt, die vielleicht in anderthalb Stunden zu erreichen ist, die haben sie nicht gekannt. Gekannt haben sie nicht die Aussicht von dem schönen Berge, dessen Gipfel sie aus ihren Fenstern sahen, den sie aber niemals bestiegen haben, weil er ihnen zu hoch war. Und dann — überhaupt — was hat das viel auf sich, so einen Berg zu besteigen! — — Ja, so haben sie gedacht, und ich habe viel Leute gekannt, die ähnlich empfanden. Aber das wird jetzt hoffentlich alles anders! Und wir müssen und wollen helfen, daß das besser wird! Wir wollen immer und immer wieder die deutsche Heimat hochhalten, wollen auf ihre großen Schönheiten hinweisen, wollen gerade jetzt immer und immer wieder Wegweiser und Führer sein zu deutscher Art, zu deutscher Gründlichkeit, zu deutscher Tiefe, zu deutschem Freisinn. Und wann könnten wir das besser als jetzt, da es Frühling ist. — Hanns Baum.



Eine bulgarische Totenmesse in Philippopel

Kriegschronik

7. April: Protest der Neutralen gegen die englische Blockadeverschärfung.
Deutsche Erklärung zum Untergang des Palembang.
Fünfzigjähriges Dienstjubiläum Hindenburgs.

8. April: Französische Stellungen bei Haucourt gestürmt.
Spanien sperrt den Handel mit England.

9. April: Niederlage der Engländer am Tigris.

10. April: Béthincourt im Sturm genommen, über 1000 Gefangene.
Englische Angriffe bei St. Eloi abgewiesen.

11. April: Französische Angriffe bei Haucourt, Béthincourt und Forges gescheitert.
Deutsch-rumänisches Handelsabkommen abgeschlossen.
Neuer türkischer Sieg im Irak.
Geheimsitzung der Ersten holländischen Kammer.

12. April: Deutschlands Antwort an Amerika über versenkte Schiffe.

13. April: Russische Angriffe bei Baranowitschi abgeschlagen.
Achtzig feindliche Handelsschiffe im März versenkt.

Heinrich Schäff

Heinrich Schäff, der eigentlich Hermann Zerweck heißt, lebt irgendwo im Schwabenlande auf einem Bergschlosse, in der Einsamkeit. Er gehört in den Kreis jener schwäbischen Dichter, die nichts aus sich machen, weil es nicht ihre Art ist, sich vorzudrängen, und daher nicht in jenen Schichten des Volkes bekannt sind, denen sie am meisten zu geben hätten. Im allgemeinen wird die Eigenart eines geistig Großen, eines innerlich Reichen nicht in dem Maße geschätzt, wie sie es verdiente. Und wenn Hermann Hesse über Heinrich Schäff sagt, sein Wesen sei ein Reichtum, der bescheiden aussehe, so brauchten nur die, die sich gerade deshalb von dem Dichter fernhalten, einmal die Nase in eines seiner Bücher zu stecken, und sie erführen, daß hier schönes, reines Gold zu finden ist, wenn man es nur suchen wolle. Wer eine Erzählung wie Waldstift schreiben kann, muß ein Kind der Natur sein. Dem muß der Wald ein Heiligtum sein, ein Gotteshaus, darin der Sturm die Orgel spielt, darin ihm das kleinste Lebewesen als ein Geschenk seines Gottes erscheint. Nicht die enge Stube im niederen Haus kann seine Klause sein, nicht der schmale Tisch Kleingesinnter kann ihn bannen — nein: ihn zieht es in die grenzenlose Werkstätte der Natur, in die Wald- und Bergeinsamkeit; ihn zieht es hinaus in die weite, weite Welt. Ja, so muß wohl ein Dichter sein! Sich in seiner Jugend tummeln, sich die Erde, die Welt betrachten; das Schöne suchen, Menschen suchen, das Leben studieren, so lange, bis man zu der Erkenntnis gekommen ist, daß des Dichters Heimat doch allein seine eigene Welt ist, die erst durch Wandern, durch Kampf und Streit entstehen muß, die aber schließlich doch seine Welt ist. In ihr kann er sich bewegen; ihre Stimme versteht er am besten; ihre Straßen, ihre Winkel gehören ihm allein. Diese, Schäffs Welt, ist nicht von heute auf morgen entstanden: er hat sie oft wieder zusammengehauen, wenn sie im Entstehen war. Da gefiel ihm dieses nicht und jenes nicht; da wurden Pläne und Entwürfe zerrissen, die ihm gestern noch gut schienen, heute aber schon den inneren Widerspruch des



strengen Selbstkritikers erregten. So war es mit seinen Zeichnungen, so war es mit Gedichten, mit seinen Prosaschriften. So war es, so ist es. Als die Kriegsposaune durch Deutschland gellte, hob Heinrich Schäff in seiner Bergeinsamkeit das Haupt, und seine hellen Dichteraugen funkelten über die Lande hin. Und da griff er zur Feder. Da schrieb er seine ergreifenden Zeitgedichte: Krieg, da schenkte er uns das kleine Büchlein: Im Zeichen der Stunde. Das ist ein Bändchen, das man in die Tasche stecken und mit in die Einsamkeit nehmen kann, ein Werkchen, darin auch dieses geschrieben steht:

Wir müssen uns in der ganzen Welt Achtung verschaffen. Erst aus ihr entspringt im politischen Leben jene weitere Möglichkeit, die unsere Versöhnungsvereinler so unvermittelt und verfrüht ins Auge fassen: die Freundschaft. Die Nationen sind für die Liebe noch nicht reif.

*

Wer in der Stunde der Gefahr sein Volk verläßt, der verläßt sich selbst.

*

Volkstum und Bodentum sind im Grunde ein und dasselbe. Die Kraft eines Volkes ruht im Geheimnis des Bodens. Der Boden gleicht einem Gläubiger, der das ihm angehörige Volk unerbittlich verpflichtet, wodurch er in der Geschichte vielfach zum Schuldner eines Volkes wird. Er betrachtet jedes Volk als sein Eigentum und bestimmt es nach einem tief in ihm verborgenen Willen. Wohl dem Volke, das diesem Willen gemäß hoch und höher getragen wird durch schöne Ziele und segensreiche Wirkungen.

*

Als dieser Krieg mit einer Reihe Kriegserklärungen begann, war meine erste Frage: was macht England? Und als England plötzlich mit in den Krieg einsprang, gab es für mich bloß die vier Worte: Das ist der Gegner.

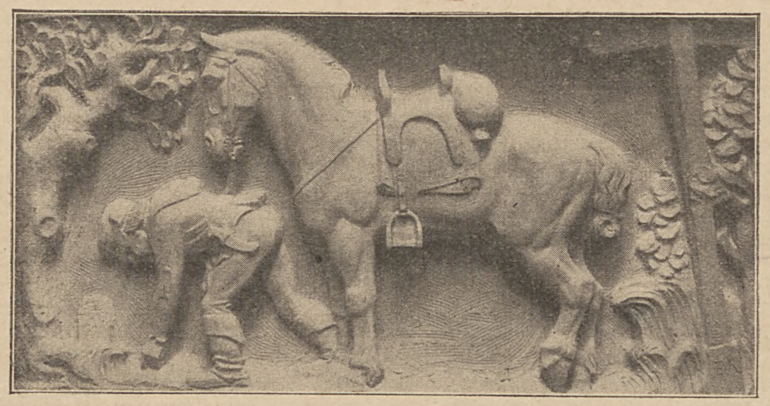
*

Die Herren Engländer reden immer in großen Ober- und Unterhaustönen von der Befreiung der Welt. Wenn es ihnen gelänge, die Welt von sich zu befreien, so wäre das allerdings eine Großtat, die noch viel Ober- und Unterhaussitzungen entschuldigen könnte.

Morgenrot, Morgenrot –

leuchtest mir zum frühen Tod! Mancher, dem das Morgenrot sonst ins Fenster schien, hat sich nicht immer geirrt, wenn er annahm, daß ihm der Abend schlechtes Wetter bringe — jene aber, denen es im Feld des Morgens früh leuchtete, haben oft den Tag nicht mehr scheiden sehen. Da rief eine Trompete sie zum Streite, und wo es eine wilde Schlacht gab, färbte das Blut der Braven den frischen Rasen. Da flog mit dem ersten Blick der Sonne von irgendwoher ein unheimlicher Vogel durch die Luft, traf die Brust eines Arglosen — und ein kühles Grab gab ihm ewige Ruhe. Da standen sie hinter einem Hügel, die halbe Nacht — nun brach aus grauem Nebel ein feurigroter Gruß, und einer hat es leise vor sich her gesagt und hat dabei an die Tage gedacht, da er das Lied von Hauff-Silcher daheim sang: nicht wissend, was drin steckt, nicht ahnend, wie ganz anders er es einmal summen werde auf Frühposten, ganz allein für sich. Gestern ritt er noch auf stolzem Rosse dahin, heute neigt sein treues Tier seinen Hals zu einem stummen Reitersmann hernieder. Es liegt viel Tragik in dem Gesang, und wer die Weise auf dem Schlachtfeld gehört hat, weiß, daß das Lied eines der ergreifendsten ist, das wir auf unserer deutschen Leier haben. Wenn es nach dem Kriege von denen wieder gesungen wird, die des Liedes Tiefe im Felde ergründet haben, dann wird es für die Zuhörer ein feierlicher Augenblick sein. ***





... nicht weit von der Mordstelle den Ring des Erschlagenen fand ...



... und ihn in Eßlingen der Frau Wirtin zeigte ...

Der Eßlinger Postmichel

Der Sage nach erzählt von H. B.

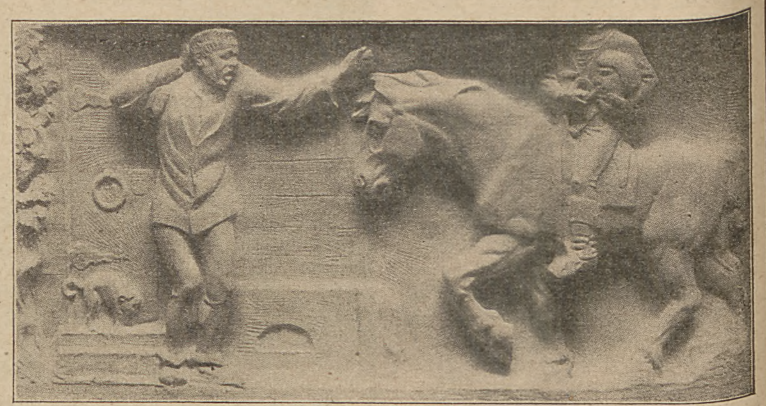
An einem Oktobertage des Jahres 1491 war in Stuttgart ein schönes Fest, zu dem sogar von auswärts Gäste gekommen waren. Zu diesen gehörte auch ein Herr Marchthaler aus Eßlingen, der aber nicht mehr nach seiner Heimat zurückkehrte, da er in der Festnacht unterwegs totgeschlagen wurde. Obwohl man keine Mittel scheute, des Mörders habhaft zu werden — es gelang dem Gerichte nicht, den Totschläger zu finden. Da begab es sich, daß Michel Banhard, der Postmichel von Eßlingen, auf seinem gewohnten Postritt von Eßlingen nach Stuttgart nicht weit von der Mordstelle den Ring des Erschlagenen fand und ihn in einer Eßlinger Wirtschaft der Frau Wirtin zeigte. Es sprach sich bald herum, daß der Postmichel den Ring Marchthalers habe, und da man sich plötzlich des Mordes wieder erinnerte, obwohl bereits zwei Jahre seitdem vergangen waren, beschuldigte man Michel Banhard des Totschlags an Marchthaler. Da beteuerte der Postmichel seine Unschuld und erzählte, wo und wann er den Ring gefunden habe. Allein das Gericht glaubte dem Manne nicht; es ließ ihn in ein dunkles Loch werfen und marterte ihn so lange auf der Folter, bis er, um nur von seinen Qualen befreit zu werden, schrie: Ich bin der Mörder; laßt mich noch heute sterben! So wurde das Urteil gesprochen: Michel Banhard sollte durchs Schwert sterben. Der Verurteilte wurde auf seinen Schimmel gesetzt und mit umgehängtem Posthorn durch die Straßen der Stadt zum Richtplatz geleitet. Als er das Urteil noch einmal gehört hatte, wollte ihm der Scharfrichter von Stuttgart sein Horn nehmen, aber Michel sprach: Laß mir doch mein Horn, daß ich noch einmal dreinstoße, ehe ich sterbe. Denn, so wahr ich jetzt zum Tod gehe, auf mir ruhet kein Verbrechen. Damit du nun erfährst, daß ich die Wahrheit spreche, will ich dir ein Zeichen geben. Also, wie ich jetzt blase, werde ich alljährlich einmal in der Michelsnacht zu Stuttgart vor deinem Hause blasen, und ich werde so lange wiederkommen, bis der gefunden wird, für den ich leide. Mit diesen Worten setzte er das Horn an die Lippen, um darein zu blasen, doch der Scharfrichter schlug ihm das Haupt ab. In diesem Augenblick aber war's, als ob auf ferner Straße gen Stuttgart ein Reiter trabe mit lautem Hörnerklang. Acht Tage darauf starb der alte Schimmel des Enthaupteten. Von dieser Zeit an soll man jedes Jahr in der Michelsnacht um die Mitternachtsstunde vor dem Hause des Scharfrichters den Schall eines Posthorns gehört haben. Wenn der Henker nach ihm ausschaute, habe er auf wieherndem Schimmel einen Reiter gesehen mit dem Kopf unterm Arme, und dann habe es ihm gegraut, und er habe sich in die finsterste Ecke seines Hauses verkrochen, bis er das Horn nicht mehr hörte. Und diese Erscheinung sei so lange gekommen, bis der Mörder, der eigene Vetter des Erschlagenen, im Alter von neunzig Jahren auf dem Sterbelager im Eßlinger Spital seine Schuld eingestanden hatte. Was er bis zu seinem Tod hat aushalten müssen, das soll furchtbar gewesen sein. Auch ihm soll das Gespenst des Postmichels in der ersten Michelsnacht erschienen sein, und aus Angst, daß es wiederkommen könnte, und von seinem Gewissen gepeinigt, nahm er Geld zu sich, ließ Haus und Hof zurück und floh in die Welt. Aber er konnte nirgends Ruhe finden, und so irrte er bis zu seinem Ende umher. — — — Die Photographie vom Postmichelbrunnen stammt von Herrn Mayer in Eßlingen.



Der Postmichelbrunnen in Eßlingen, gestiftet von Frau Anna Hecker, geb. Cuhorst, ist eine Schöpfung des Kunstbildhauers E. Kiemlen in Stuttgart. Auf dem alten Fischbrunnenplatz ruht auf einem Sockel eine Brunnenschale, gestützt von vier Pfeilern, die kleine Reliefs mit Wassergetier aufweisen. Die vier Felder der Brunnenschale, die wir als Kopf- und Fußleisten bringen, zeigen in prächtiger Reliefarbeit die Hauptbegebenheiten der Postmichelsage: den Ringfund, das Vorzeigen des Rings, das letzte Stündlein und die Wiederkehr des Gerichteten.



... Als er sein Urteil noch einmal gehört hatte ...



... habe er einen Reiter gesehen mit dem Kopf unter dem Arme ...

Der Dorfschmied

Von Hanns Baum

An den Sommerabenden nahm Michel Rothfink, der Dorfschmied, den alten Stock mit dem Horngriff aus der Ecke, setzte die abgetragene Pelzkappe auf den Rest seines Kopfschmuckes und ging den bekannten Weg entlang, der hinter der Schmiede vorbei in ein kleines Buchenwäldchen führt. Dort hatte er sich eine Bank aus Holz zurechtgezimmert, von der er das ganze Dörfchen überblicken konnte. Und den Kirchhof bei dem Gotteshause sah er auch noch. Er wußte genau, welches Kreuz auf dem Grabe seiner Karoline stand — das da hinten war's, rechts vom großen Kruzifix. Das Kreuzlein auf dem Hügel hatte er selber geschmiedet: nun ja, es war kein Meisterwerk der Kunstschmiederei, aber es brauchte sich nicht zu schämen vor den anderen, die meistens aus Gußeisen und in der Stadt gekauft worden waren.

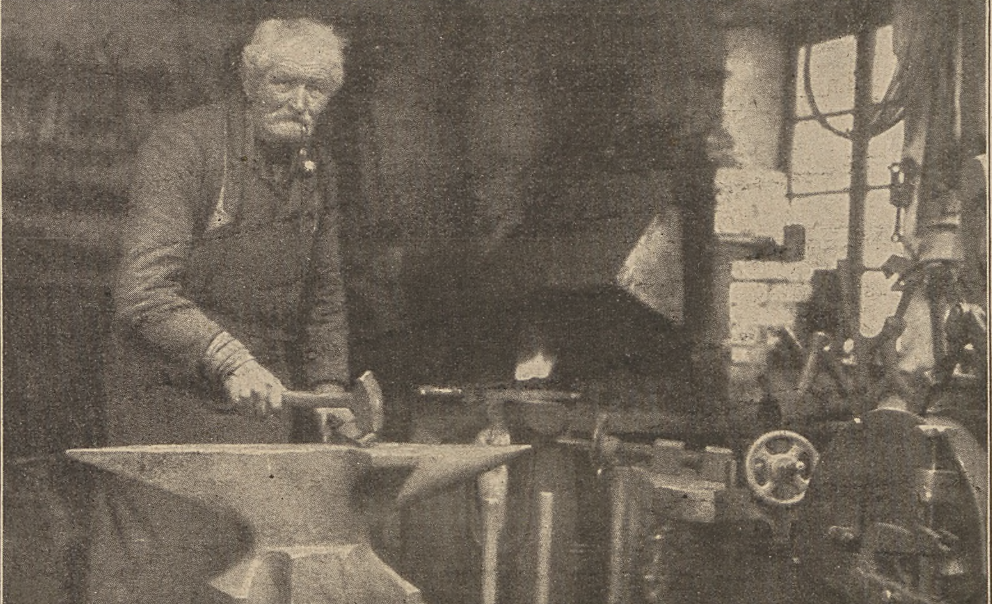
Wenn Michel seinen Abendgang machte, sah er flüchtig in die Stube seines Sohnes Karl hinein, der vor zwei Jahren geheiratet hatte. Seit jener Zeit hatte der alte Rothfink die Stube nebenan im angrenzenden Häuschen bezogen — ja, er saß auf dem Altenteil. Wie das halt so war. Er wußte es nicht anders von seinem Vater her; es war einmal so der Brauch. Und er war ja rechtschaffen alt genug dazu — er hatte die Siebzig erreicht. Freilich: in der ersten Zeit wollte er sich nicht recht an die neuen Verhältnisse gewöhnen. Er, der schon von frühester Jugend an nichts anderes gewußt hatte als arbeiten; der schon als kleiner Junge das Hämmerlein schwang oder den Blasebalg zog — er sollte mit einemmal die Hände in den Schoß legen und zum Fenster hinaussehen, sollte nicht mehr dabei sein, wenn die Glut in der Esse den Raum in jenes herrliche Rot tauchte, das er in der ersten Zeit seiner Schmiedetätigkeit nachts im Traume gesehen hatte! Aber schließlich hatte er sich auch daran gewöhnt. Seine Knochen waren ihm dankbar dafür — doch, doch: es war ganz gut, daß er vor seinem Abgang noch ein bißchen ausschnaufen konnte.

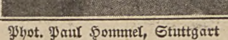
Auch heute machte Michel Rothfink wieder seinen Gang. Sie schafften noch in der Schmiede. Es gab viel zu tun. Es ging der Ernte entgegen, und da kam der Bachsepp mit seinem Wagen und der Vögelesbauer mit seinem Karren. Sie arbeiteten zu zweit: Karl Rothfink und ein Gehilfe, der schon fünf Jahre im Hause war.

'Abend, Karl! Na, noch fleißig? Ich geh' noch 'nauf auf das Bergle. Bring mir doch nachher das Blatt 'rüber, ja? Ich bin auf den Ausgang der Geschichte da hinten in Serbien gespannt. Abend, Karl!

Der junge Dorfschmied zog gerade den Blasebalg, als sein Vater auf der Türschwelle erschienen war. Er ließ die Kette fallen und horchte, was der Alte sprach, nickte und fachte die Glut von neuem an. Und während Karl das Eisen in seiner Hand drehte und drehte, mußte er an die Geschichte in Serbien, wie sein Vater den Mord in Serajewo nannte, denken. Er war so klug, daß er sich auch in diesem Augenblick sagte, wieder sagte, diese Geschichte da könne möglicherweise einen bösen Ausgang nehmen... Ja, aber wie denn? Könnte es wirklich zum Krieg kommen? Könnte Deutschland mit hineingezogen werden?... Noch immer riß der starke Arm die Kette auf und nieder. Ja, es schien, als wollten die Muskeln den Strang auseinanderreißen. Karl Rothfink war vor zwei Jahren vom Militär gekommen. Er hatte in der Residenz gedient und war als Gefreiter entlassen worden. Und wenn es jetzt losginge, dann müßte er ja wohl auch mit — gleich in den ersten Tagen müßte er fort — und was würde hier aus der Schmiede? Ach, was — so weit sind wir noch nicht! beruhigte er sich. Legte das Eisen auf den Amboß und hieb drauflos, als wollte er ihn in Stücke schlagen.

Der alte Rothfink hatte indessen den Buchenhain erreicht, hatte sich auf die Bank gesetzt und sah der scheidenden Sonne nach. Er holte aus seiner Brusttasche ein Zeitungsblatt hervor, breitete es aus und suchte eine bestimmte Stelle darin. Die Sache in Serbien wollte ihm nicht aus dem Kopf. Nun waren noch drei Tage bis zum Termin — da mußten sich die Serben entscheiden. Noch dreimal mußte er die Sonne untergehen sehen, dann wußte er es. Noch drei Tage! — — Unruhig rückte er auf seiner Bank hin und her. Was ging es ihn aber schließlich an, wenn sich die da hinten die Köpfe blutig hieben — das konnte ihm doch gleich sein. Hatte er hier nicht seine Heimat und seine Ruhe? Und wenn es je zum Klappen kommen sollte — ihn könnte doch ein Krieg nicht mehr aus dem Gleise seiner Ruhe werfen — ihn doch nicht. Was hatte denn er noch mit dem Krieg zu tun — er, dessen Weg dem Grabe zugeht. Michel Rothfink versuchte die innere Stimme, die ihn immer wieder durch solche und ähnliche Zuflüsterungen störte, zu beruhigen. Es gelang ihm aber nicht recht. Gerade sein Herz, das in den letzten Tagen einen merkwürdig raschen Schlag angenommen hatte, drängte ihn fortwährend zu solchen Gedanken, und als er jetzt, wo es ihn wiederum geplagt hatte, über das Dorf hinweg zu dem Walde hinüber sah und dabei einen flüchtigen Blick zum Himmel warf, zuckte er leise zusammen. Denn was er da droben wahrnahm, war nicht dazu angetan, seine Stimmung zu erheben. Ueber dem Walde hatte sich eine dunkelblaue Wolkeninsel gebildet, zu der sich alle kleinen Wolkenschiffe hingezogen fühlten, als fürchteten sie sich, allein noch auf dem unendlichen Meere zu fahren. Michel hatte manchmal in seiner Zeitung von drohenden Gewitterwolken gelesen, die an einem sogenannten politischen Himmel aufgezogen waren — hier diese Erscheinung schien ihm bedeutend genug, sie damit zu vergleichen. Wie sich da der Himmel verdunkelte, so schien sich auch der Osten zu verfinstern. Denn nach Licht und Freude sah das nicht aus, was dort in den letzten Wochen vor sich gegangen war. — — Noch drei Tage, noch drei Tage! — —





Phot. Paul Hommel, Stuttgart

... Und so hämmerte er lustig darauflos ...

Und es kam, wie es kommen mußte. Die drei Tage vergingen, und Serbien lehnte ab — und der Krieg war da. Als der Draht die Botschaft in das kleine Dorf gebracht hatte, ruhte auf einen Augenblick jede Arbeit. Auch in der Schmiede ward es still. In Gruppen besprach man die letzten Stunden — und einer der Lebhaftesten war Karl Rothfink. Seine Munterkeit legte sich auch dann nicht, als er sein Bündel schnürte, sein junges Weib in die Arme schloß und seinem Vater die Hand zum Abschied drückte.

Schaut halt ein bißchen nach dem Rechten, Vater; und wenn eins kommt und was will — Ihr wißt ja Bescheid in der Schmiede. Aber ich muß jetzt was anderes schwingen als den Hammer!

Und so ging der Karl. Sein Weib weinte nicht, und sein Vater sagte kein Wort. Es wurmte ihn genug, daß er nicht auch mitkonnte — er, der alte Veteran von siebzig. Doch er hatte jetzt an andere Sachen zu denken. Er streckte sich und rieb sich die Hände: so ganz zwecklos brauchte er also seine letzten Tage doch nicht verbringen. Man gab ihm das Recht, wieder in der Schmiede nachzusehen, wenn Not an Mann sei — gut: er wolle sich das nicht zweimal sagen lassen; er will jetzt gleich mal nachsehen. —

Als Michel die Werkstatt betrat, erhob sich der Gehilfe von einem Klotz und wischte sich die Haare aus dem Gesicht. Es gefalle ihm nicht mehr hier. Er wolle auch in den Krieg; zwar gehöre er schon dem Landsturm an, aber der werde ja wohl kaum einberufen werden. Rothfink versuchte ihm auseinanderzusetzen, daß doch nicht alle Männer in den Krieg dürften; es müßten doch auch noch welche daheimbleiben; er wäre am liebsten auch mitgezogen mit seinem Sohne — so trieb der Alte den Unzufriedenen an die Arbeit.

Auch hier kam es, wie es kommen mußte: der Schmiedegeselle war eines Tages auf und davon gegangen. In einem zurückgelassenen Briefe bat er um Entschuldigung, daß er wie ein Dieb davonlaufe; er könne aber nicht anders, es halte ihn nicht mehr im Orte. Er müsse fort, er wolle sich freiwillig melden und nicht warten, bis der Landsturm einberufen würde.

Nun war Michel Rothfink ganz allein in der Schmiede. Hm! Er guckte sich in der schwarzgeräucherten Werkstatt um und lächelte. Ei, wer hätte gedacht, daß er noch einmal das Schurzfell, das seit jenem Tag, da er den Sitz des Alten bezogen hatte, in den Schrein gehängt hatte, noch einmal hervorholen werde! Wer hätte gedacht, daß er noch einmal den Hammer — — ja, also es war schon so: er war wieder der Dorfschmied. Er brauchte nicht müßig dazusitzen, während sein Bub draußen half, Deutschland zu beschützen; er konnte noch seinen Mann stellen wie jeder andere.

Und so hämmerte er lustig darauflos. Als er sich am Abend des ersten Tages an den Tisch zu seiner Schwiegertochter setzte, schien es ihm, als habe er schon lange nicht mehr solchen Hunger gehabt. Und als Karls Frau fragte, wie es denn mit der Arbeit gehe, strich der Alte seinen weißen Schnauzer und sagte: Na, du weißt, daß ich kein Riese bin; und wenn's auch ein bißchen zieht im rechten Arm — morgen, übermorgen bin ich's schon wieder gewohnt, und es wird gehen! Es muß gehen, verstehst du, Pauline, es muß gehen!

Es ging. Es ging besser, als er geglaubt hatte. Nicht daß er den allergrößten Hammer schwang — nein, doch was es in einer Dorfschmiede zu tun gab, das konnte Michel Rothfink vollbringen. Und solange ihm seine Pfeife schmeckt, wird er auch das Schurzfell nicht ausziehen und nicht locker lassen. Was sollte denn da sein Karl sagen!...



Orientalisches

In manchen Gegenden der Türkei

ist es Sitte, daß dem jungen Ehemann beim Eintritt der Braut in sein Haus ein Schwert gereicht wird, das er wagerecht über ihren Kopf hält. Während sie darunter hindurchschlüpft, zerschmettert er mit der anderen Hand einen Teller. Hier und da streut man auch dem jungen Ehepaar mit Münzen vermischtes Getreide auf den Kopf und überläßt es armen Kindern, sich die Geldstücke aufzuheben. — Die kahlen Friedhöfe mit den auf ungepflegten, schmucklosen Hügeln regellos umherstehenden, unbehauenen Steinblöcken machen einen trostlos schwermütigen Eindruck auf den, dem sich ihre Poesie noch nicht offenbart hat. Sie geht sozusagen von dem Stein des Friedens, dem Musalaha Tash, aus. Er besteht aus zwei niederen Steinträgern, auf denen eine Steintafel ruht und eine Bank bildet. Auf sie wird die auf einer Leiter herbeigetragene Leiche, der das ganze Dorf folgt, gelegt, bis der Imam die Gebete gesprochen hat, in die ab und zu das Trauergefolge einstimmt. Dann legt man den Toten in das ausgemauerte Grab und deckt ihn, um ihn möglichst wenig mit der Erde in Berührung kommen zu lassen, mit Tüchern, Teppichen und leichten Steintafeln zu, ehe das Grab zugeschaufelt wird. Zuvor betet der Imam noch einmal, und einer der Leidtragenden schüttelt von einem Ast mit daran befestigten Aepfeln, der dem Trauerzuge vorangetragen wurde, die Früchte ab, damit sich die Kinder darin teilen. — J. W.

Eine herzegowinische Volksromanze,

von einem Dichter aufgezeichnet, wirft ein sanftes Licht auf das mosleminische Familienleben. Hassan Agas Frau lag im Sterben. Alle ihre Gedanken waren bei dem Schicksal ihrer beiden Kinder, drei Kissen weinte sie naß um sie. Sie ließ Hassan Aga schwören, daß er Ajkuna, der Sterbenden jüngere Schwester, freien werde, damit die Kinder keine fremde Stiefmutter bekämen. Aber Ajkuna erfüllte die Erwartungen ihrer Schwester nicht. Als sie in Hassan Agas Hof einzog, schob sie die beiden Waisen rasch beiseite. Nachts darauf erschien die Tote im Traume Ajkuna und sprach:

Schlag die Kinder nicht, die ich geboren,
pflück die Rosen nicht, die ich gezogen,
denn von Sonntag lebst du nur bis Montag.

Am Morgen starb Ajkuna. Man trug sie hinaus — die Türken begraben ihre Toten, sowie die Seele ausgehaucht ist — und Hassan Aga gab den Kindern eine dritte Mutter — Fatima, Disdarews Tochter. Als sie einzog, begrüßten die Kleinen ihre neue Mutter, Fatima aber umarmte sie und antwortete:

Selig möge eure Mutter ruhen,
ihr mein Glück und meine Augenweide!
Eure Muhme wird euch Kleidchen nähen.
Eure Muhme wird euch sticken lehren.

Als Fatima einschlief, erschien auch ihr Hassan Agas erste Frau:

Holde Schöne, Disdarews Fatima,
meine Kinder hast du wohl empfangen.
Schlag sie, lieb sie, ich hab' sie geboren,
pflück die Rosen, ich hab' sie gezogen,
und umarm den Aga Hassan Aga.
Lange wirst du, gute Fatma, leben,
Töchter drei und Söhne vier gebären.

Drei Töchter und vier Söhne — das schwebt der türkischen Frau als Allahs schönstes Gnadengeschenk vor. Sie trägt ihr Los, das unsere Frauen gern Knechtschaft nennen, mit Freuden — für die Kinder, ihr eins und alles. Wie hat doch meines Blutsbruders Verwandte gesagt? Ich liebte das jüngste immer am meisten, und so wurden alle groß. — Roda Roda.

Im Vorhof eines reichen jüdischen Hauses in Tunis

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Schriftleiter: Adolf Petri in Stuttgart. — Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. — Die für dieses Unterhaltungsblatt bestimmten Briefe und Beiträge wolle man an den Schriftleiter adressieren.